

Herausgegeben von der Schweizer Charta für
Psychotherapie in der Assoziation Schweizer
Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten



Psychotherapie-Wissenschaft Science Psychothérapeutique

WWW.PSYCHOTHERAPIE-WISSENSCHAFT.INFO

Philosophie und Psychotherapie

Philosophie et Psychothérapie

Herausgegeben von Nicola Gianinazzi und Peter Schulthess

10. Jahrgang

Heft 1 / 2020

ISSN 1664-9583



Psychosozial-Verlag

Impressum

Psychotherapie-Wissenschaft
ISSN 1664-9583 (Print-Version)
ISSN 1664-9591 (digitale Version)
10. Jahrgang Heft 1/2020
<https://doi.org/10.30820/1664-9583-2020-1>
info@psychotherapie-wissenschaft.info
www.psychotherapie-wissenschaft.info

Herausgeber

Schweizer Charta für Psychotherapie in der Assoziation
Schweizer Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten
Geschäftsstelle ASP
Riedtlistr. 8
CH-8006 Zürich
Tel. +41 43 268 93 00
www.psychotherapie.ch

Redaktion

Rosmarie Barwinski, Zürich
Nicola Gianinazzi, Lugano
Margit Koemeda, Zürich
Mario Schlegel, Zürich
Peter Schulthess, Zürich

Hinweise für AutorInnen befinden sich auf der Homepage
der Zeitschrift: www.psychotherapie-wissenschaft.info

Verlag

Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10
D-35390 Gießen
+49 6421 96 99 78 26
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Abo-Verwaltung

Psychosozial-Verlag
bestellung@psychosozial-verlag.de

Bezugsgebühren

Jahresabonnement 44,90 € (zzgl. Versand)
Einzelheft 24,90 € (zzgl. Versand)
Studierende erhalten gegen Nachweis 25 % Rabatt.
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern
nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Ende des Bezugs-
zeitraums erfolgt.
ASP-Mitglieder wenden sich wegen des Abonnements bitte
direkt an die ASP.

Anzeigen

Anfragen zu Anzeigen bitte an den Verlag:
anzeigen@psychosozial-verlag.de
Es gelten die Preise der auf www.psychosozial-verlag.de
einsehbaren Mediadaten.
ASP-Mitglieder wenden sich bitte direkt an die Redaktion.

Digitale Version

Die Zeitschrift Psychotherapie-Wissenschaft ist auch online
einsehbar: www.psychotherapie-wissenschaft.info



Die Beiträge dieser Zeitschrift sind unter der Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 DE Lizenz lizenziert.
Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte
Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle
Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter:
creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de

Inhalt

Editorial	5	Originalarbeit	
Éditorial	7	Article inédit	
<i>Nicola Gianinazzi & Peter Schulthess</i>		Verliebtheitsgefühle und damit assoziierte Phänomene gegenüber PatientInnen in der Psychotherapie	67
Titelthema:		Sentiments amoureux et phénomènes associés vis-à-vis des patients en psychothérapie	77
Philosophie und Psychotherapie		<i>Esther Rbyn & Agnes von Wyl</i>	
Thème principal:			
Philosophie et Psychothérapie			
«Die Seele ... ist ein weites Land» Überlegungen zur Sonderstellung der Psychotherapiewissenschaft	11	Buchbesprechungen	
« L'âme ... est un vaste territoire » Réflexions sur la position particulière de la science de la psychothérapie	17	Gerhard Benetka & Hans Werbik (Hrsg.). (2018). Die philosophischen und kulturellen Wurzeln der Psychologie. Traditionen in Europa, Indien und China	79
<i>Bernd Rieken & Omar Carlo Gioacchino Gelo</i>		<i>Peter Schulthess</i>	
Der Hebel des Archimedes Die Philosophie der Psychotherapie – Das Werkzeug des «Denkens»	19	Gerhard Burda (2019). Pandora und die Metaphysica medialis. Psychotherapie – Wissenschaft – Philosophie	80
Archimedes' Lever	28	<i>Mario Schlegel</i>	
Philosophy of Psychotherapy – the tool of «thought»		Ulfried Geuter (2018). Praxis Körperpsychotherapie. 10 Prinzipien der Arbeit im therapeutischen Prozess	82
Le levier d'Archimède	36	<i>Hugo Steinmann</i>	
La philosophie de la psychothérapie – l'outil de la « pensée »		Volker Tschuschke (2019). Psychische Störungsbilder bei Kindern und Jugendlichen. Eine kritische Bestandsaufnahme evidenzbasierter Diagnostik und Behandlung	84
<i>Dan Bloom</i>		<i>Theodor Itten</i>	
Therapiebeziehung und duale Philosophie des Geistes	37	Jill Mellick (2018). The Red Book Hours. Discovering C.G. Jung's Art Mediums and Creative Processes	85
Relazione di cura e filosofia duale della mente	44	<i>Lucienne Marguerat</i>	
Relation de soin et philosophie dualiste de l'esprit	50		
<i>Gianfranco Basti</i>			
Gewaltfreie Hermeneutik der Identität Eine Orientierungshilfe für Theorie und Praxis der Psychotherapie	51		
Herméneutique de l'identité sans violence	60		
Une aide à l'orientation pour la théorie et la pratique de la psychothérapie			
<i>Hamid Reza Yousefi</i>			
Some contributions on the topic of «psychotherapy and philosophy» published in the Italian journal <i>Psicoterapia e Scienze Umane</i>	61		
(«Psychotherapy and the Human Sciences») Alcune pubblicazioni sul tema «psicoterapia e filosofia» apparse sulla rivista <i>Psicoterapia e Scienze Umane</i>			
<i>Paolo Migone</i>			

Editorial

Philosophie und Psychotherapie sind untrennbar miteinander verbunden. Für Wilhelm Wundt, einem der «Gründungsväter» der wissenschaftlichen Psychologie, bildet die Psychologie den Übergang von den Natur- zu den Geisteswissenschaften. «Übergang» bedeutet, dass sie beiden «Welten» angehört: Als individuelle (d.h. «experimentelle») Psychologie tritt sie den Naturwissenschaften als «ergänzende empirische Wissenschaft» zur Seite. (Benetka & Werbik, 2018, S. 9; mit Verweis auf Wundt, 1896, S. 3).

Heutzutage hat die Psychologie und insbesondere die Psychotherapieforschung unter dem Einfluss neuropsychologischen und mathematisch-statistischen Denkens oft die philosophische Hinterfragung ihrer Forschungsmethoden und -grundlagen verloren. Wissenschafts- und Erkenntnistheorie sind an den meisten Universitäten kein Teil des Psychologiestudiums mehr. Psychotherapie und Psychologie sind auch Kulturwissenschaften – ja: Wissenschaft selbst ist ein Kulturphänomen, das philosophisch zu reflektieren ist.

In diesem Heft wird in den verschiedenen Beiträgen gezeigt, wie wichtig die Philosophie für die Psychotherapie ist und wie untrennbar verbunden sie sind, in ihren theoretischen Konzeptionen, in der Forschung und in der Praxis.

Bernd Rieken und Omar Carlo Giacomo Gelo haben in ihrem Beitrag jene Stränge aus der europäischen Wissenschafts- und Philosophiegeschichte wieder ausgegraben, die seit der Frühen Neuzeit infolge der Dominanz des mechanistischen Denkens vergessen worden sind. Sie beleuchten die Sonderstellung der Psychotherapiewissenschaft als selbstständiger Disziplin im Spannungsfeld zwischen nomothetischem und idiografischem Wissenschaftsverständnis. Beides sehen sie als gleichermaßen legitim an und plädieren daher für einen dialogischen Pluralismus. Sie liefern damit einen sehr lesenswerten geschichtlichen Abriss der psychotherapie relevanten Wissenschafts- und Philosophiegeschichte.

Dan Bloom, ein amerikanischer Gestalttherapeut, widmet seinen Beitrag Archimedes («Gebt mir einen Punkt, wo ich hintreten kann, und ich bewege die Erde.») und bezieht sich auf Martin Heideggers Aussage, dass jede Wissenschaft Philosophie ist, egal ob sie es weiss und will oder nicht. Er postuliert, dass die Trennung von Philosophie und Psychotherapie eine künstliche sei, rekurriert auf die abendländische Philosophiegeschichte und zeigt, welche Bedeutung die Philosophie für die Psychotherapie auch in der klinischen Praxis hat. Er sieht die Philosophie der Psychotherapie als unverkennbar humanistische Wissenschaft. Psychotherapeut*innen seien im Sinne von Heideggers Aussage immer auch Philosoph*innen, ob sie es wissen und wollen oder nicht.

Der Artikel von Gianfranco Basti beschreibt zusammenfassend die jüngsten Entdeckungen auf dem Gebiet

der Mathematik und Quantenphysik und deren Relevanz im Bereich der Neurowissenschaften: Ausgehend von den Nambu-Goldstone-Bosonen zeigt er, wie das Gehirn darauf spezialisiert ist, sich dynamisch an die Komplexität der objektiven und intersubjektiven Realität anzupassen. Obwohl aus redaktionellen Gründen die Ausführungen naturwissenschaftlicher Grundlagen reduziert wurden, glauben wir, dass die Vertiefung vor allem des zweiten Aspekts – die dynamische Anpassung des Gehirns an die Komplexität der Realität und der intersubjektiven Beziehungen – die Reflexion von uns «Praktizierenden der therapeutischen Beziehung» anregen kann. Eine duale – weder dualistische, noch reduktivistische oder mechanistische – Vision kann uns in unserer klinischen Praxis dazu anregen, bestimmte Aspekte zu erfassen und zu kultivieren, anstatt andere: Die Epistemologie oder «Philosophie der Psychotherapie», die der Theorie und Praxis eines jeden von uns zugrunde liegt – mehr oder weniger implizit –, wirkt jedoch in wichtiger Weise auf uns, unsere Patient*innen und die Praxis selbst zurück.

Der Artikel von Hamid Reza Yousefi begreift sich als ein Versuch, das Konzept einer gewaltfreien Hermeneutik der Identität in Anlehnung an die Psychotherapiewissenschaft zu entwerfen. Die gewaltfreie Hermeneutik der Identität betrachtet Selbstkonzepte als «offene Ganzheiten mit vielfältigen Prädikaten, die sie miteinander ins Gespräch bringen möchte». Grundlagen der gewaltfreien Hermeneutik der Identität sind die Akzeptanz von Diversität als allgemeines Gut, die Verzichtleistung auf jede Form von Selbstverabsolutierung und Universalisierung eigener Theoriebildung sowie – als dritte Säule – die Kontextualität und Variabilität der Selbstbetrachtung. Dadurch entsteht ein offener Diskursraum, in dem unterschiedliche Identitätspositionen mit ihren jeweils eigenen Fragestellungen und Lösungsansätzen vertreten sind. Der gewaltfreien Hermeneutik der Identität ist eine dialogsuchende Anschauung immanent. Sie nimmt den Konstruktivismus ernst, nach dem der Einzelne eine eigene Repräsentation der Welt erschafft, und geht von einer dialogischen Ontologie des Menschseins aus.

Paolo Migone weist, wie in unserer Zeitschrift üblich, auf Forschungsarbeiten zum Heftthema hin, die im italienischen Journal *Psicoterapia e Scienze Umane* («Psychotherapy and the Human Sciences») veröffentlicht wurden.

Ergänzt wird das Heft durch eine Originalarbeit. *Esther Rbyn und Agnes von Wyl* untersuchten Verliebtheitsgefühle und damit assoziierte Phänomene gegenüber Patient*innen sowie entsprechende Erklärungsmuster schweizweit bei Psychotherapeut*innen. Die Antworten der 409 Teilnehmenden wurden anhand quantitativer und qualitativer Methoden ausgewertet. Die Ergebnisse zeigen, dass Verliebtheitsgefühle und viele der damit assoziierten Phänomene relativ häufig gegenüber Patient*innen vorkommen und dass dabei der Genderaspekt eine be-

deutende Rolle spielt. Bezüglich Erklärungsmuster ist insbesondere hervorgegangen, *was* die die Befragten unter Verliebtheitsgefühlen im therapeutischen Setting verstehen, *wie* sich ihnen Verliebtheitsgefühle gegenüber der Klientel gezeigt haben und *weshalb* diese Empfindungen entstehen können oder verhindert werden. Die Ergebnisse bieten eine breite Diskussionsbasis und regen zur Reflexion über ein heikles und oft tabuisiertes Thema an.

Den Abschluss bilden Buchbesprechungen, einige mit Bezug zum Hefthema.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Nicola Gianinazzi & Peter Schulthess

Literatur

- Benetka, G. & Werbik, H. (2018). Einführung. In dies. (Hrsg.), *Die philosophischen und kulturellen Wurzeln der Psychologie* (S. 7–14). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Wundt, W. (1896). *Grundriss der Psychologie*. Leipzig: Engelmann.

Éditorial

La philosophie et la psychothérapie sont indissociables. Pour Wilhelm Wundt, l'un des « pères fondateurs » de la psychologie scientifique, la psychologie représente la transition des sciences naturelles aux sciences humaines. « Transition » signifie qu'elle appartient aux deux « mondes » : En tant que psychologie individuelle (c'est-à-dire « expérimentale »), elle est complémentaire des sciences naturelles en tant que « science empirique complémentaire » (Benetka & Werbik, 2018, p. 9 ; avec référence à Wundt, 1896, p. 3).

Aujourd'hui, sous l'influence de la pensée neuropsychologique et mathématico-statistique, la recherche en psychologie et surtout en psychothérapie a souvent perdu le questionnement philosophique de ses méthodes et de ses fondements de recherche. La théorie des sciences et l'épistémologie ne font plus partie du programme de psychologie de la plupart des universités. La psychothérapie et la psychologie sont également des sciences culturelles – oui : La science elle-même est un phénomène culturel qui doit faire l'objet d'une réflexion philosophique.

Les différentes contributions de ce numéro montrent l'importance de la philosophie pour la psychothérapie et combien elles sont indissociables, dans leurs concepts théoriques, dans la recherche et dans la pratique.

Dans leur contribution, Bernd Rieken et Omar Carlo Giacomo Gelo ont mis au jour les pans de l'histoire scientifique et philosophique européenne qui ont été oubliés depuis le début de l'ère moderne en raison de la domination de la pensée mécaniste. Ils mettent en lumière la position particulière de la science de la psychothérapie en tant que discipline indépendante dans le croisement entre la compréhension nomothétique et idiographique de la science. Ils les considèrent tous deux comme également légitimes et plaident donc pour un pluralisme du dialogue. Ils fournissent ainsi un aperçu historique très lisible de l'histoire des sciences et de la philosophie en rapport avec la psychothérapie.

Dan Bloom, un thérapeute américain spécialisé dans la Gestalt, consacre sa contribution à Archimède (« Donnez-moi un point d'appui et pour vous je soulèverai le monde ») et fait référence à la déclaration de Martin Heidegger selon laquelle toute science est une philosophie, qu'elle le sache et le veuille ou non. Il postule que la séparation de la philosophie et de la psychothérapie est artificielle, renvoie à l'histoire occidentale de la philosophie et montre l'importance de la philosophie pour la psychothérapie dans la pratique clinique. Il considère la philosophie de la psychothérapie comme une science incontestablement humaniste. Selon la déclaration de Heidegger, les psychothérapeutes (h/f) sont toujours des philosophes, qu'ils le sachent et le veuillent ou non.

L'article de Gianfranco Basti résume les dernières découvertes dans le domaine des mathématiques et de la physique quantique et leur pertinence dans les neu-

rosiences : À partir des bosons de Nambu Goldstone, il montre comment le cerveau est spécialisé dans l'adaptation dynamique à la complexité de la réalité objective et intersubjective. Bien que pour des raisons éditoriales et de rédaction les explications des fondamentaux scientifiques aient été réduites, nous pensons qu'approfondir surtout le deuxième aspect – l'adaptation dynamique du cerveau à la complexité de la réalité et aux relations intersubjectives – peut stimuler la réflexion de nous, « praticiens de la relation thérapeutique ». Une vision double – ni dualiste, ni réductrice, ni mécaniste – peut nous stimuler à saisir et à cultiver certains aspects de notre pratique clinique plutôt que d'autres : Cependant, l'épistémologie ou « philosophie de la psychothérapie » qui est à la base de la théorie et la pratique de chacun d'entre nous – plus ou moins implicitement – a un impact important sur nous, nos patients et la pratique elle-même.

L'article de *Hamid Reza Yousefi* se comprend comme une tentative de développer le concept d'une herméneutique de l'identité sans violence s'inspirant de la science de la psychothérapie. L'herméneutique de l'identité sans violence considère les concepts de soi comme « des totalités ouvertes possédant une infinité de prédicats désireuse de susciter un dialogue entre ces derniers ». L'herméneutique de l'identité sans violence se fonde sur l'acceptation de la diversité comme d'un bien commun, le renoncement à toute forme d'absolutisation de soi et d'universalisation des théories énoncées en propre ainsi que – en tant que troisième pilier – la contextualité et la variabilité de la manière dont on se voit soi-même. De cela découle un espace de discours ouvert dans lequel sont représentées différentes positions d'identité avec leurs questionnements et approches de solutions propres respectifs. L'herméneutique de l'identité sans violence est une vision immanente de recherche du dialogue. Elle prend au sérieux le constructivisme en vertu duquel chacun se fait sa propre représentation du monde et part du principe d'une ontologie de l'humanité fondée sur le dialogue.

Paolo Migone, comme il est d'usage dans notre revue, fait référence aux recherches sur le sujet publiées dans la revue italienne *Psicoterapia e Scienze Umane* (« Psychothérapie et sciences humaines »).

La brochure est complétée par un ouvrage original. *Esther Rbyn et Agnes von Wyl* ont examiné les sentiments amoureux et les phénomènes associés avec ces derniers vis-à-vis des patientes et des patients ainsi que les modèles explicatifs correspondants dans toute la Suisse chez les psychothérapeutes. Les réponses des 409 participants ont été évaluées à partir de méthodes quantitatives et qualitatives. Les résultats montrent que les sentiments amoureux et beaucoup des phénomènes associés avec cette situation surviennent relativement souvent vis-à-vis des patientes et des patients et que l'aspect du genre joue un rôle significatif à cette occasion. En ce qui concerne les

modèles explicatifs, il est notamment ressorti *ce que* les personnes interrogées entendent par sentiments amoureux dans le setting thérapeutique, *comment* ces sentiments amoureux vis-à-vis de la clientèle se sont révélés à eux et *la raison pour laquelle* ces sentiments ont pu naître ou être empêchés. Les résultats offrent une large base de discussion et incitent à la réflexion sur un sujet délicat et faisant souvent l'objet d'un tabou.

Les critiques de livres, dont certaines portent sur le thème du magazine, concluent le livre.

Nous vous souhaitons une agréable lecture!

Nicola Gianinazzi & Peter Schulthess

Littérature

- Benetka, G. & Werbik, H. (2018). Einführung. In dies. (Hrsg.), Die philosophischen und kulturellen Wurzeln der Psychologie (S. 7–14). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Wundt, W. (1896). Grundriss der Psychologie. Leipzig: Engelmann.

Titelthema:
Philosophie und Psychotherapie
Thème principal:
Philosophie et Psychothérapie

«Die Seele ... ist ein weites Land»

Überlegungen zur Sonderstellung der Psychotherapiewissenschaft

Bernd Rieken & Omar Carlo Gioacchino Gelo

Psychotherapie-Wissenschaft 10 (1) 11–16 2020

www.psychotherapie-wissenschaft.info

CC BY-NC-ND

<https://doi.org/10.30820/1664-9583-2020-1-11>

Zusammenfassung: Die Sonderstellung der Psychotherapiewissenschaft als selbstständiger Disziplin im Spannungsfeld zwischen nomothetischem und idiografischem Wissenschaftsverständnis wird plausibel gemacht. Dazu werden zunächst das herkömmliche mechanistische Wissenschaftsverständnis und seine Berechtigung skizziert, das, fussend auf systematischer Beobachtung und Experiment, vornehmlich durch die Kausalbeziehung von Ursache und Wirkung charakterisiert ist und geprägt wird durch das Streben nach Realismus, Objektivismus, Naturalismus und Universalismus. Demgegenüber legt das idiografische Wissenschaftsverständnis den Fokus auf den Einzelfall und seine Besonderheit, fragt aber gleichzeitig auch nach der Möglichkeit der Verallgemeinerbarkeit. Es ist charakterisiert durch Relativismus, Subjektivismus/Transaktionalismus, Konstruktivismus, aber auch Perspektivismus, der, obgleich eine vermittelnde Position beziehend, im wissenschaftlichen Diskurs nur eine untergeordnete Rolle spielt. Neben der Wirkursache finden dabei Zielursache, Ganzheit und analogischer Rationalitätstypus Anwendung. Nomothetisches und idiografisches Wissenschaftsverständnis sehen die Autoren als gleichermaßen legitim an und plädieren daher für einen dialogischen Pluralismus.

Schlüsselwörter: Nomothetisches und idiografisches Wissenschaftsverständnis, Realismus, Konstruktivismus, Perspektivismus, dialogischer Pluralismus

Psychotherapiewissenschaft zwischen nomothetischem und idiografischem Wissenschaftsverständnis

Wissenschaft möchte die Welt systematisch und möglichst regelgeleitet erfassen, um sie zu erklären bzw. zu verstehen und auch um sie zu verändern. Dabei geht es einerseits darum, im nomothetischen Sinn aus der Fülle der Erscheinungen grundlegende Gesetzmässigkeiten vornehmlich durch Beobachtungen und Experimente abzuleiten, und andererseits darum, im idiografischen Verständnis spezifische Einzelfälle möglichst umfassend auszuloten – dies indes nicht nur, um bei der Einzigartigkeit des Einzelfalls zu verharren, sondern auch, um sich zu fragen, was daran von allgemeiner Bedeutung sein kann. Das entspricht im Grossen und Ganzen dem Begriff des Symbols im Verständnis Johann Wolfgang von Goethes (1994 [1833], S. 471), den er mit den Worten «im Besonderen das Allgemeine schauen» umschreibt.

Dabei kann man die Aufmerksamkeit auf Details oder auf das Ganze lenken, mit Blick auf die Psyche auf die Symptomatik oder die ganze Persönlichkeit. Jene Betrachtungsweise ist isolierend und eignet sich für die Befassung mit eindeutigen oder vermeintlich eindeutigen Kausalitäten im Sinne abhängiger und unabhängiger Variablen, während diese eher das Gesamthafte ins Auge fasst und mannigfache Zusammenhänge bzw. Interdependenzen innerhalb des Ganzen zu erfassen trachtet.

Beide Zugänge, der nomothetische wie der idiografische im Sinne Windelbands (1904), sind bedeutungsvoll

für das Verständnis der menschlichen Psyche und ihrer Probleme. Einerseits gehören wir allzumal zu ein und derselben Spezies und weisen daher Übereinstimmungen mit allen anderen Angehörigen auf, wodurch aufs Allgemeine bzw. auf Gesetzmässigkeiten verwiesen wird, andererseits hat jede*r eine eigene Lebensgeschichte, die, wie jedes Ereignis oder jede Ereignisabfolge in der tatsächlichen Geschichte, von höchst individueller Natur ist. Beides spiegelt sich in der wissenschaftlichen Erforschung der Psyche seit ihren professionellen Anfängen wider, das heisst seit etwa 1900 einerseits in der Psychoanalyse und seit etwa 1950 andererseits in der Verhaltenstherapie (vgl. Kriz, 2007, S. 1–8, 104–116).

Über die Verhaltenstherapie heisst es etwa in einem zeitgenössischen Sammelband, dass Therapie-Manuale «zur objektiven und genaueren Erfassung der Ausprägung [...] von Symptomen» unbedingt erforderlich seien: «Ziel klassifikatorischer und kategorialer Diagnostik ist es, die Vielfalt der Erscheinungsformen psychischer Auffälligkeiten anhand markanter, wissenschaftlich bestätigter Merkmale zu ordnen und überschaubarer zu machen» (Hautzinger, 2015, S. 9). Daher seien ferner «meist unter «Laborbedingungen» entwickelte Standardvorgehensweisen» notwendig (Hoffman, 2015, S. 5), die zwar an die Bedingungen des Einzelfalls anzugleichen seien, aber den Nutzen hätten, Effektivitätsvergleiche herzustellen und «unter bestimmten Bedingungen bewährte Verfahren in ihrer Grundstruktur möglichst exakt und nachvollziehbar zu beschreiben» (ebd.). Dergestalt würden Therapeut*innen lernen Techniken anzuwenden, in denen

«sich die Erfahrungen und Forschungsergebnisse anderer Therapeuten in einer übersichtlichen, handhabbaren und erlernbaren Form niederschlagen» (ebd.).

Eine ganz andere Richtung verfolge demgegenüber die Psychoanalyse, so Mario Erdheim. Er illustriert das anschaulich anhand der gegensätzlichen Vorgehensweisen Emil Kraepelins, der die Grundlagen für das gegenwärtige System zur Klassifizierung psychischer Störungen geschaffen hat, und Sigmund Freuds. Als Wissenschaftler gehe es Kraepelin «nicht um den Einzelfall, sondern um die Beobachtungsreihe» (Erdheim, 1984, S. 170); Symptome müssten entindividualisiert werden, um sie mit anderen vergleichen zu können (ebd.). Demgegenüber erzähle Freud bereits in seiner ersten eigenen Falldarstellung, «Frau Emmy v.N., vierzig Jahre, aus Livland» (Freud, 1895d), ausführlich die Lebensgeschichte der Patientin und scheue darüber hinaus nicht davor zurück, «auch von sich selber [zu berichten]; er ist nicht der distanzierte Beobachter des anderen, sondern selber ein Teil des therapeutischen Prozesses» (Erdheim, 1984, S. 173).

Es ist auf der einen Seite heuristisch wertvoll, gewissermaßen prototypisch die nomothetische und die idiografische Betrachtungsweise anhand von Kraepelin und Freud darzustellen, doch auf der anderen Seite sollte nicht unterschlagen werden, dass auch Freud in der Tradition der zeitgenössischen nomothetischen Naturwissenschaft steht und darum bemüht ist, von ihr anerkannt zu werden. So zielt etwa die Libido-Theorie auf *eindeutige* Erkenntnis, und es sind eine Fülle zentraler Begriffe der Psychoanalyse aus der Physik entlehnt, etwa «Projektion», «Übertragung» und «Widerstand» oder auch «psychischer Apparat».

Dennoch ist der höchst individuelle Zugang zu den Problemen der Patient*innen über seine Lebensgeschichte primär Freuds Verdienst, und darin folgen ihm viele Psychotherapeut*innen bis heute, indem sie Fallgeschichten niederschreiben und diese analysieren oder interpretieren. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Gisela Eife plädiert in ihrer Monografie *Analytische Individualpsychologie in der therapeutischen Praxis* (2016) dafür, nicht vom «Normativen», sondern vom «Einzigartigen» auszugehen:

«Die individualpsychologische Sichtweise soll an Fallvignetten aus der Therapie heraus entfaltet werden. Ausgehend vom Erleben der Patienten/der Patientinnen und der Analytikerin soll gemeinsam erforscht werden, mit welcher individuellen Verarbeitung die Patientinnen versucht haben, die erlebten Mängel oder Traumata zu überwinden» (ebd., S. 11f.).

Fallstudien wie die von Eife sind eine Frucht der alltäglichen Praxis und stehen daher dem therapeutischen Alltag nahe. Deswegen sind sie für die Aus- und Fortbildung sowie für die Identitätsentwicklung der Praktizierenden wertvoll, doch haben sie in der Psychotherapieforschung kaum Bedeutung und stehen in der Hierarchie der Evidenzgrade an unterster Stelle, nämlich auf Level VI (Beutel et al., 2010, S. 46–62, insb. 58; s. Gelo et al., 2019). Demgegenüber weisen Randomisierte Kontrollierte Studien (RCT) den höchsten Evidenzgrad, Level I, auf, da sie ihre

Wirkungsnachweise unter idealisierten Laborbedingungen gewinnen, was indes für Praktizierende in der Regel wenig hilfreich ist, weswegen sie von ihnen kaum zur Kenntnis genommen werden (s. APA Presidential Task Force on Evidence-Based Practice, 2006). Daher klafft zwischen Profession und empirischer Wissenschaft in der Psychotherapie – ähnlich wie in der Pädagogik zwischen Lehrenden und Wissenschaftler*innen – ein grosser Spalt (s. Grol & Grimshaw, 2003; für eine Diskussion s. Gelo et al., 2019; Lilienfeld et al., 2013).

Dennoch werden selbst hartgesottene Empiriker*innen nicht umhinkommen einzugestehen, dass Freuds Fallgeschichten eine aussergewöhnliche Resonanz nicht nur unter psychodynamisch orientierten Psychotherapeut*innen und in Intellektuellenkreisen, sondern auch in vielen Wissenschaften allgemein hervorgerufen haben, weswegen der Historiker Ely Zaretsky (2006) das 20. Jahrhundert als «Freuds Jahrhundert» bezeichnet.

Nun sollte man das eine nicht gegen das andere ausspielen, empirische Studien haben genauso ihre Verdienste wie Falldarstellungen. Um letztere jedoch wissenschaftlicher Akzeptanz anzunähern,

1. sollten sie so ausführlich sein, dass Lesende alternative Schlüsse daraus ziehen können. Anders formuliert: Es sollte deutlich werden, worauf Autor*innen das Augenmerk lenken, was sie vernachlässigen, wo mögliche Inkonsistenzen vorhanden sind etc.;
2. wäre zu fragen, worin «im Besonderen das Allgemeine» begründet ist, denn Wissenschaft trachtet nach Repräsentativität, die im Sinn der qualitativen Forschung zwar nicht im statistischen Sinne zu verstehen ist, aber «auf die Erkenntnis wesentlicher und typischer Zusammenhänge [abzielt], die sich an einigen wenigen Fällen aufzeigen lassen» (Lamnek, 2005, S. 183; s. Rieken 2017a, S. 239–242).

Diese Aspekte sind zu berücksichtigen, wenn man die Psychotherapie als eigene Wissenschaft konzipieren möchte und nicht als Unterdisziplin der Klinischen Psychologie und Psychiatrie verstanden wissen will. Sie lässt sich auf Naturwissenschaft allein nicht reduzieren. Wichtige Elemente davon sind zwar vorhanden, etwa neurobiologische Grundlagen psychischer Störungen, neuronale Grundlagen des Gedächtnisses, biologische Grundlagen im Bereich der Psychophysiologie. Doch auf der anderen Seite ist sie auch in den Geistes- und Kulturwissenschaften daheim, denn in einer Therapie werden lebensgeschichtliche Erzählungen thematisiert, das heisst Texte erzeugt, die man interpretieren kann und die in einem bestimmten historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext stehen. – Das allein spricht bereits für eine gewisse Sonderstellung der Psychotherapiewissenschaft (PTW), denn es sind nur wenige Disziplinen vorhanden, wie etwa die Geografie, die sowohl aus den Natur- als auch aus den Geisteswissenschaften schöpfen.

Eine weitere Sonderstellung ergibt sich daraus, dass die PTW nicht allein durch die Vermittlung von theoretischem Wissen und praktischem Tun – Praktika, Praxis, Supervision – erlernt werden kann. Vielmehr bedarf es auch der

Selbsterfahrung in Form einer Lehrtherapie bzw. -analyse, um das Wissen über sich und andere zu vermehren und darüber hinaus emotionale Defizite durch eine positive Beziehung zum Psychotherapeuten bzw. zur Psychotherapeutin zu reduzieren. Das entspricht nebenbei bemerkt einem umfänglichen Begriff von Bildung, der über den «Horizont des wissenschaftlichen Bewusstseins» hinausgeht und «die persongebundene Dimension des Bildungswissens» mit umfasst (Lichtenstein, 1971, S. 936; vgl. Rieken, 2012). Daher ist an der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien nicht nur im Bakkalaureats- und Magisterstudium der PTW Selbsterfahrung im Mindestausmass von 200 Stunden gemäss dem österreichischen Psychotherapiegesetz notwendig, sondern auch im Doktoratsstudium (60 Std.) sowie für die Habilitation (80 Std.) vorgesehen. Das ist in der Wissenschaftslandschaft ein einzigartiges Phänomen, macht indes die spezifische Situation der PTW deutlich und zeigt an, dass die nomothetische Dimension der Welt-Erfahrung nicht genügt, um der «Seele», die der Dichter Arthur Schnitzler (1979 [1911], S. 71) als ein «weites Land» bezeichnet, in umfänglicher Weise gerecht zu werden – denn Selbsterfahrung ist natürlich ein höchst subjektiver Prozess, der individuell erlebt und verstanden werden will.

Mechanistisches Wissenschaftsverständnis

Es ist vor allem das Experiment, das eine besondere Stellung in den Erfahrungswissenschaften der Moderne einnimmt, denn es greift gezielt in die Natur ein (die folgenden Ausführungen basieren auf Rieken & Gelo, 2015). Der Mensch entwickelt ein aktives Verhältnis ihr gegenüber und geht davon aus, dass sich hinter der verwirrenden Vielfalt der Naturerscheinungen einfache, ewige Gesetzmässigkeiten verbergen. In der Wirklichkeit sind sie aber nirgendwo in unmittelbarer Form zu beobachten, doch kommen die Planetenbewegungen ihnen recht nahe. An ihnen entwickelte Isaac Newton (1643–1727) in den *Philosophiae naturalis principia mathematica* (1999 [1687]) seine drei Grundgesetze der Bewegung, das Trägheits-, das Aktions- und das Wechselwirkungsprinzip. Die Bewegungen der Planeten finden zwar unter Bedingungen statt, die den Newton'schen Gesetzen weitestgehend entsprechen, doch sind die Bedingungen auf der Erde komplizierter. Daher müssen im Experiment erst die entsprechenden Voraussetzungen geschaffen werden, wobei sämtliche Faktoren im Ablauf eines Ereignisses, die nicht dem postulierten Gesetz entsprechen, zu Störfaktoren erklärt und eliminiert werden, und zwar unabhängig davon, welche Rolle sie in den normalen Prozessen spielen, die nicht unter Experimentalbedingungen stattfinden. Der Erfolg der Naturwissenschaft ist mithin einer radikalen Vereinfachung der natürlichen Gegebenheiten geschuldet. Nur auf dieser Basis ist es möglich, gesicherte und allgemein gültige Erkenntnisse zu erzielen, das heisst, die undurchschaubare Fülle subjektiver Eindrücke durch die Welt einfacher und ewiger Gesetzmässigkeiten zu ersetzen. So aber können die Prozesse, die untersucht werden, auf Gesetze der *Bewegung* zurückgeführt und streng deterministisch nach

dem *Kausalprinzip* von Ursache und Wirkung erklärt werden, was zu einer *Mechanisierung* der Natur geführt hat (Dijksterhuis, 2002; Dupuy, 2000; Giedion, 1987).

Die Erfolge der klassischen Physik und insbesondere der Mechanik überzeugten bzw. überzeugen Generationen von Wissenschaftler*innen daher so sehr, dass sie auch zum Vorbild für verschiedene Humanwissenschaften geworden sind, die sich als «empirisch» verstehen, etwa Medizin, Psychologie oder Soziologie. Sofern sie Prozesse, die sie untersuchen, deterministisch nach dem Kausalprinzip von Ursache und Wirkung, von unabhängigen und abhängigen Variablen, erklären, steht ein mechanistisches Weltbild bzw. ein Maschinenmodell des Menschen im Hintergrund, wie es bereits in der europäischen Neuzeit, fussend auf Newtons *Principia*, entwickelt wurde.

Es ist anzumerken, dass sich der Begriff «empirisch» im Rahmen dieser Konzeption auf *Sinneserfahrungen* (Erfahrung) bezieht, die im Einklang mit den naturwissenschaftlichen Annahmen stehen, dass die Welt unabhängig von uns existiert (Realismus) und dass unser Wissen davon abhängen sollte, wie wir es sensorisch erfahren können (Objektivismus). Eine andere Annahme, die in der gängigen Wissenschaftskonzeption gemacht wird, ist, dass mechanische Ursachen, die die Welt erklären, in Naturgesetzen (Naturalismus) ausgedrückt werden können, die über Zeit und Raum gültig sind (Universalismus). Daraus folgt, dass Wissenschaftler*innen – zumindest im Idealfall – Experimente durchführen sollten, die durch eine angemessene Kontrolle von Störvariablen zuverlässige Messungen in repräsentativen Stichproben sowie statistische Hypothesenüberprüfung ermöglichen, um einen bestimmten Effekt im Hinblick auf eine bestimmte Ursache zu erklären, wobei diese Erklärung objektiv und verallgemeinerbar ist. In der etablierten (quantitativen) PTW und in Übereinstimmung mit dem evidenzbasierten Ansatz (APA Presidential Task Force on Evidence-Based Practice, 2006) erfolgt dies mithilfe von RCT, die – wie bereits zuvor erwähnt – als Goldstandard für die Erstellung von Evidenz in Bezug auf Behandlungswirksamkeit gelten (Gelo et al., 2019; Rieken & Gelo, 2015).

Erweitertes Wissenschaftsverständnis

Aus dem Blickwinkel der Wissenschaftsgeschichte und -theorie ist das herkömmliche Kausalprinzip indes nur eine Seite der Medaille, denn sie umfasst ausschliesslich die Wirkursache, die die Frage nach dem Woher, dem «anfängliche[n] Anstoss» ins Auge fasst (Aristoteles, 1995a, S. 31, 194b). Nicht berücksichtigt wird dabei jedoch die Zielursache, die Frage nach dem Wozu, dem Zweck, der Intention, dem Sinn, dem «Worum-willen» bzw. dem «Wofür» (Aristoteles, 1995b, S. 37, 415b). Die Begriffe Wirk- und Zielursache gehen auf Aristoteles zurück und gehören bis heute in Philosophie und Wissenschaftstheorie zu den akzeptierten Grundlagen einer nicht-reduktionistischen Theorie der Ursache.

Die Zielursache sollte man deswegen berücksichtigen, weil das menschliche Handeln oftmals erst dann ver-

ständig wird, wenn man um das Ziel weiss, das man anstrebt. Dieser Aspekt spielt in ganz unterschiedlichen Psychotherapieschulen eine bedeutende Rolle, in den verhaltensorientierten Richtungen etwa im Reframing, bei Viktor Frankl im Sinn als zentralem Begriff der Logotherapie und Existenzanalyse und bei Alfred Adler in der unbewussten Intentionalität. Auch die moderne Psychoanalyse konzediert, dass unter anderem in der Traumdeutung «die Vergangenheit des Träumers mit seinen lebensgeschichtlichen Entwicklungshindernissen» zwar wichtig sei, doch spiele sich sein Leben «im Hier und Jetzt ab *und ist auf die Zukunft orientiert*» (Thomä & Kächele, 2006, S. 180; [Herv. d. A.]), also auf das, was bewusst oder unbewusst als Ziel angestrebt wird.

Eng verbunden mit der Zielursache ist die Ganzheit als Gegengewicht zum analysierenden, zerlegenden Denken. Das machen bereits Begriffe wie Identität, Persönlichkeit, Lebensstil oder Charakter deutlich, die in der Psychotherapie eine wichtige Rolle spielen. Systematisch betrachtet hat Intentionalität im Bereich des Humanen deswegen etwas mit Ganzheit zu tun, weil wir ein Ziel in der Regel als etwas Vollständiges betrachten. Während wir von anorganischer Materie, etwa einem Haufen Steine, die Hälfte entfernen können, ohne dadurch an seiner Substanz etwas zu ändern, ist das zum Beispiel im Falle eines Hauses, das wir in unserer Vorstellung entworfen haben, nicht möglich. Wir können nicht einfach die Hälfte der Zimmer entfernen, ohne seinen Kern zu verändern, wir können es uns nur als etwas Ganzes vorstellen (Wexberg, 1987, S. 12f.).

Eine weitere Form des Denkens ist das Ähnlichkeitsdenken bzw. der analogische Rationalitätstypus (Gloy, 2001, S. 207), der allerdings nicht für alle Richtungen in der PTW von Bedeutung ist, sondern überwiegend in den psychodynamisch orientierten Schulen zum Tragen kommt. Die Frage, was uns «spontan» zu diesem Traum oder jenem Erlebnis einfallt, ruft oftmals *ähnliche* Konstellationen aus der Vergangenheit hervor, wodurch nicht allein neue Erkenntnisse erzeugt, sondern auch emotionale Zugänge und alternative Handlungsoptionen ermöglicht werden, um zum Beispiel nicht immer wieder in die Falle des Wiederholungszwangs zu tappen (Gloy, 2000, 2001, S. 207–276; Hofstadter & Sander, 2014; Rieken, 2017b).

Was wir hier beschreiben, steht im Einklang mit einem geistes- und humanwissenschaftlichen Ansatz. In diesem Zusammenhang bezieht sich «empirisch» zunächst auf gelebte Erfahrung (Erlebnis), die mit der zugrunde liegenden Annahme übereinstimmt, dass die Realität von einem Individuum innerhalb seiner Transaktionen mit der Umwelt (Relativismus, Subjektivismus/Transaktionalismus) psychologisch und sozial konstruiert wird (Konstruktivismus).

Ergänzend sei hinzugefügt, dass eine heuristisch wertvolle Position jenseits von Objektivismus und Subjektivismus der Perspektivismus darstellt (s. Köller, 2004; von Sass, 2019), der zwar im wissenschaftlichen Diskurs nur eine untergeordnete Rolle spielt, aber eine vermittelnde Stellung einnehmen könnte. Das Konzept der perspektivischen Wahrnehmung, nach der zwar nie das Ganze aus der Vielfalt des Wahrgenommenen, aber doch bestimmte Ausschnitte einigermaßen realitätsangemessen erkannt bzw. erfasst werden können,

ist bereits in der Erkenntnistheorie Immanuel Kants (2005 [1781], S. 25 [B XVI–XVII]) angelegt:

«Wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände richten müsste, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könne; richtet sich aber der Gegenstand (als Objekt der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.»

Die Sinnhaftigkeit des Perspektivismus sei am Beispiel der Kindheitserinnerungen in den psychodynamischen Psychotherapien erläutert: Zwar konstruieren wir die Vergangenheit bis zu einem gewissen Grad, wenn wir sie im Nachhinein betrachten. Denn um sie objektiv zu erkennen, müsste die Quadratur des Kreises ermöglicht werden, indem wir uns einerseits im Modus unmittelbaren Erlebens befänden und andererseits hinreichende Distanz zum Geschehenen entwickelt haben müssten. Jedoch kann man sich fragen, ob man nicht doch bestimmte Bereiche dessen, was gewesen ist, perspektivisch zu erfassen vermag. Das ist zumindest dann berechtigt, wenn man von bestimmten Voraussetzungen ausgeht:

1. Die Kindheit prägt unser weiteres Dasein hinsichtlich Emotion, Kognition und Verhalten.
2. Bedrohlich erscheinende Konflikte werden ins Unbewusste verschoben und bleiben dort erhalten.
3. Das Unbewusste ist dem kognitiven Zugriff nicht komplett entzogen, denn man findet Zugang durch spezifische Techniken, insbesondere durch Übertragungs- und Gegenübertragungsanalyse, Traumdeutung, freie Assoziation und Fehlleistung.

Daraus folgt, dass unter den genannten Voraussetzungen Erlebnisse aus der Kindheit, die im Unbewussten aufbewahrt werden, zumindest teilweise wieder zugänglich gemacht werden können.

Eine weitere Grundannahme ist, dass die menschliche Natur von einer Erlebnisbedeutung (Hermeneutik und Phänomenologie) bestimmt wird, die zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort von Belang ist (Kontextualismus). Daraus folgt, dass Forschende naturalistische Forschungsdesigns implementieren sollten, die es ihnen ermöglichen, durch Daten, die in sprachlicher Form (Polkinghorne, 2005) gesammelt und mittels methodischer Hermeneutik (Rennie, 2012) analysiert werden, mit dem Erleben des Erforschten «in Kontakt zu treten». Der Strom der qualitativen Psychotherapieforschung, der sich in den letzten Jahren entwickelt hat (für eine Übersicht s. Gelo et al., 2019), reflektiert tatsächlich eine solche Konzeption der Wissenschaft, die sich radikal von der dominierenden quantitativen Forschung unterscheidet und die langsam den evidenzbasierten Ansatz in der Psychotherapie zumindest relativiert. Ein Beispiel ist der Ansatz der praxisorientierten Evidenz (Barkham et al., 2010), der «eine Veränderung in der Art und Weise darstellt, wie wir über Evidenz denken, und die Forschung, die über die evidenzbasierten Praxisrichtlinien informiert, ergänzt, anstatt sie zu ersetzen» (Green & Latchford, 2012, S. 87; Übers. d. A.).